

Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis
Band: 34 (1912)
Heft: 26

Anhang: Blätter für den häuslichen Kreis

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Blätter für den häuslichen Kreis

Sommers Anfang.

Von Elmar Kerna u.

Schon flammt am Ackerrand der Mohn,
Die ersten roten Rosen träumen . . .
Da steigt der Frühling von dem Thron,
Dem Sommer seinen Platz zu räumen!
Der Nieder, den er sich ins Haar
Geflochten, hängt nun welk und müde...
Auf seiner Höhe steht das Jahr
Und ringsum lächelt Freud' und Friede!

Der Frühling geht, der Sommer
naht,
Für alles Hoffen quillt Erfüllen:
Es wuchs und blühte reich die Saat,
Nun will sie reifen rasch im
Stillen!

Das Meer der Halme dich um-
rauscht
Bei jedem Feldergang! Und gerne
Dein Ohr dem lieben Rauschen
lauscht,
Das dich umwogt in Näh' u. Ferne!

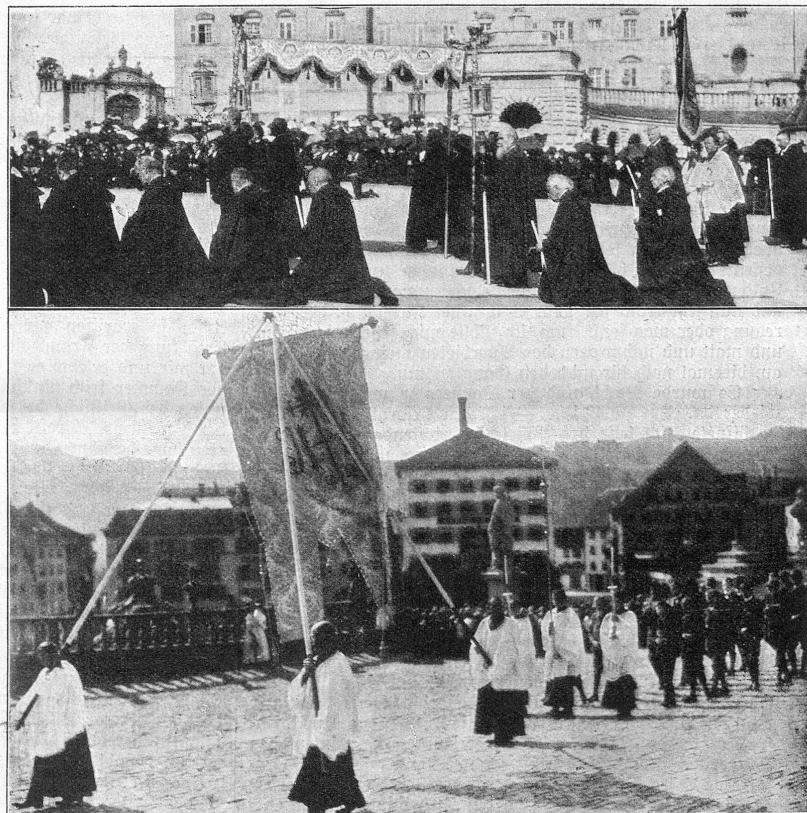
Es zittert Licht, es funkelt Glanz
Um tausend bunte Blütenglocken,
Die Erde trägt den blum'gen Kranz
Mit still entzückendem Froh-
locken!

Dein Herz steht still vor lauter Glück,
Und deine Augen schau'n und
träumen,
Und Wunder trinkt dein trunk'ner
Blick
Aus Wiesen, Auen, Büschen,
Bäumen . . .

Der Frühling nimmt den Abschied
heut',
Der Sommer wird den Thron be-
steigen!
Hörst du der Blumen Festgeläut?
Schaußt du der Halme schlanken
Reigen?
Gar voll und froh ist dir die Brust
Und frei fühlst du dich von Be-
schwerden!
Enteilte auch die Frühlingslust,
So will's dafür doch Sommer
werden!

Und was in Blüten dich ergötzt,
Wird sich allmählich ändern leise:
Der Sommer führt die Herrschaft jetzt,
Schon ist das Reisen auf der Reise,
Schon rötet sich der Kirsche Rund
Und Beeren harren dein im Garten,
Umschmeicheln Gaumen dir und Mund
Mit ihrem Fleisch, dem saftig-zarten!

Es quillt um dich in reicher Süß'
In satten, ungemes'nen Gaben!
Im Walde schweigt der Kukuk still,
Es schweigt der Frosch in Teich u. Graben!
Frau Schwalbe ätzt die junge Brut
Und fliegt und flitzt imens'gen Jagen...
Und eine gold'ne Sonnenglut
Glänzt hell um dich in diesen Tagen . . .



Fronleichnam-Prozession in Einsiedeln.

Der Lattenhofer Sepp.

Erzählung von Max Grad.

2

(Nachdruck verboten.)
Ich wünschte aber sehr, dem feierlichen Amt am Oster-
sonntag bei zuwohnen, und setzte mich deshalb frühzeitig in
aller Verborgenheit und gut eingehüllt gegen die Kälte, die
noch in der Kirche herrschte, in einem der dunkeln Beichtstühle.
Ich konnte von da aus die ganze Kirche übersehen und hatte
den Hochaltar vor mir. Unter den eifrigeren Kirchgängern,
die zeitig das breite Schiff füllten, bemerkte ich auch den
Lattensepp und dessen Frau. Diese war besonders blau und
wurde von ihrem Mann sorglich zum Beifühl geleitet. Die
für einen Bauern so seltene zarte Aufmerksamkeit rührte
mich damals geradezu. Das Paar stand fast in der Mitte,
und die beiden hohen Gestalten überragten die meisten an-
dern. Sie fielen mir immer aufs neue auf, und eigentlich
gewahrte ich da zum erstenmal, daß die Bäuerin trotz ihres
Zustandes eine auffallend schöne Frau war. Das „Hinter-
sinnige“, wie die Leute es nannten, das ihr anhaftete, kle-
dete sie gut und verlieh ihr etwas Apelles. In Gedanken
hatte ich den Augenblick verpaßt, wo der Priester im vollen
Ornat an den Altar getreten war. Nun, da er sich gegen
die Gemeinde wandte, schien es mir, als hätte er nie wider-
wärtiger ausgesehen als gerade jetzt. Ganz unwillkürlich
suchte mein Blick ein wohlgefälligeres, versöhnendes Bild
und schweifte zur Lattenhoferin hinüber. Aber was sah ich
da? Während alles mit Spannung, als würden sich vor
ihren Augen die neuesten, merkwürdigsten Dinge abspielen,
gegen den Altar und auf den fremden Priester sah, hafteten
die Augen der Bäuerin weit aufgerissen und starr auf ihm
mit einem Ausdruck — einem Ausdruck, der mich schauern
machte. Eine graue, bleiche Farbe überzog plötzlich ihr Ge-
sicht, und als heftiges Beben ihren Körper befiel, gewahrte
es auch Sepp, der sie erschrocken in den Beichtstuhl zurück-
lehnte. Heute noch sahe ich die wie abwehrend gegen den
Altar ausgestreckte Hand und den flehenden Blick, der er-
sterbend ihren Mann trug, bevor er die dann völlig Ohnmächtige
hinaustrug.

No ja, loan Wunda net — is ihr halt schlecht worn!
Diese allgemeine Ansicht, die sich so klipp und klar äußerte
und im Grunde keineswegs die meinige war, leuchtete mir
jedoch selber fast ein, und ich war geneigt, das Geschehene
beinah für eine Folge davon zu halten, daß meine Nerven
immer noch angegriffen waren. Am Abend dann, als ich
über ein mich sehr fesselndes Werk das Vorkommnis fast ver-
gessen hatte, kam plötzlich ein Weib gelaufen, um mich zu der
Lattenhofer Bäuerin zu holen, die schlamm niedergekommen
und nun sehr krank sei. War es nun der Kirchgang, die Auf-
regung oder was sonst, kurz ich fühlte mich sehr angegriffen
und matt und nahm gern das Anerbieten meines Vertreters
an, diesmal noch für mich den Gang zu tun.

Es wurde Nacht, und der Kooperator war noch nicht
wieder da. Um zwölf Uhr — ich war besorgt aufgeblichen —
öffnete sich leise das Pförtchen, tastende, schleichende
Schritte kamen langsam über den Kiesweg, und als ich mit
der Lampe in den Flur trat, lebte bleich und blutbefleckt mein
Amtsbruder erschöpft an der Wand, sich nur mühsam
aufrecht halbend. Ich war zu Tode erschrocken und wollte
Christine, die schon damals bei mir war, rufen, was er hef-
tig zu verhindern suchte. Er stieß nur: Nichts, nichts, nichts
fallen — hervor und gewann dann eilig sein Zimmer, das
er sofort hinter sich schloß.

Als ich früh am Morgen — Sorge und Aufregung hat-
ten mich kaum schlafen lassen — aufs höchste beunruhigt nach
ihm sehen wollte und auf alles Rufen keine Antwort bekam,
brach ich selbst die alte nachgiebige Tür auf. Das Zimmer
war leer, Bett, Waschtisch und Boden voll schlecht befeitigter
Blutspuren. Das Fenster stand offen, und die Aprilsonnen-
strahlen an der Wand, teilweise zertrümmert, zeigten den
Weg seiner Flucht. Ich selbst reinigte dann mit einer Sorg-
falt, als wäre ich ein Verbrecher, der entdeckt zu werden
fürchtete, alles vom Blute und teilte Christine — Gott hat
mir die Lüge gewiß verziehen — mit, daß der Hilfsgeistliche
ganz plötzlich von seinem Obern abgerufen worden sei. Ob
sie es je geglaubt hat, weiß ich nicht; sie sammelte aber später

stillschweigend die zerbrochenen Spalierhölzer unten und
tünkte die zerschundene Mauer eigenhändig auf. Gesagt hat
die treue Seele auch zu mir nie ein Wort über den Vorfall.

Natürlich war dann mein erstes, zum Lattenhofer zu
gehen, wo ich des Rätsels Lösung zu finden hoffte und auch
fand. Als ich dort anlangte, lag die Frau schlafend im Bett.
Draußen im Grasgarten aber grub der Sepp in düsterem,
unheilsvollem Schweigen und Eifer ein kleines Grab. Das
danebenstehende Särglein, in Eile und roh von ihm gezi-
mert, sollte wohl darin versenkt werden. Erst war es, als
beläme er einen innern Wutanfall bei meinem Anblick, den
ich mir gar nicht zu deuten wußte. Sein Gesicht verzerrte
sich in Haß; dann fasste es ihn aber wie kaltes Besinnen, und
da ich nicht fragte, sondern einfach in die Stube zu dem Bett
der Kranken ging, so ließ er mich unbefleckt. Ratlos, in auf-
gereiter Hast beendigte er draußen das traurige Geschäft,
das wohl das erste Glied einer Kette von Dingen war, die
ihn späterhin unaufhörlich in Konflikt mit den Behörden
bringen sollten. Ueber eine Stunde lang ließ er sich drinnen
nicht jehn. Ich saß indessen gebuldig am Bett der Schlum-
mernden, die ich nicht fören wollte. Noch heute ist mir alles
gegenwärtig, als wäre es gestern gewesen. Durch die Schei-
ben sah ich über den Hügel dunkle Wolkenmassen kriechen,
gelb gesäumt, solche, die den Hagel zu bringen pflegen. Trotz
des geöffneten Fensters war es schwül im Zimmer, aber zu
der offenen Tür, die direkt in eine kellerartige Vorratskam-
mer führte, kam ein kühler Luftzug, der einen säuerlichen
Geruch von Milch und Käse mit sich führte, herein. Und end-
lich wurde es dunkler und dunkler, und ohne Gewitter —
ein solches ging weiter entfernt nieder — hagelte es einige
Minuten lang in dichten Schüssen, die in Kürze den Boden
weiß bedeckten. Der erste helle Lichtstrahl traf die nunmehr
Erwachte. Sie war erquickt, verlangte aufs lebhafteste meinen
Verbleib u. wünschte selbst, mir die umfassendste Beichte
— wenn es auch nicht gerade eine solche wurde — abzulegen.
Was dann kam, war im großen und ganzen die uralte, im-
mer gleiche Geschichte. Verführung eines blutjungen Dinges,
dem bis dahin noch kein unrechter Gedanke gekommen war,
und die üblichen, nicht vorher bedachten Folgen. Was daran
aber das Furchtbare war und mich traf wie ein Donner-
schlag, lag in dem Umstande — so Gott mir helfe, der einzige
mir selbst bekannte Fall dieser Art — daß der Verführer ein
Geistlicher gewesen war, der einige Zeit als Besuch im Dorfe
geweilt hatte.

Tast jeden Abend war er auf den einsam liegenden Hof
gekommen, angeblich zu dem an langem Siechtum leidenden
Vater des Mädchens, das mutterlos, nur mit einer beschrän-
kten Bafe, die der Wirtschaft vorstand, halb verlassen dort ge-
lebt hatte.

Ich kann Ihnen sagen, lieber Hilarius, selten hat mich
etwas so ergriffen wie diese schlichte, nichts beschönigende
Erzählung der Frau, wie alles so gekommen sei. Ich sah es
vor mir und erlebte es mit. Wie der franke Vater oben in
der Kammer früh einschlief, die Bafe bei ihm wachte, und
unten der Geistliche bei dem jungen Mädchen blieb und ihr
Trost spendete. Trost! Ich fühle es, wie der riefige Kachel-
ofen seine benehmende Hitze ausstrahlte, wie das Dürroß im
Rohr duschte, und alles so traulich und verträumt an dem
Teufelswerk mitarbeitete, ein junges Kind zu Fall zu brin-
gen. Die große Kaffenuhr mit dem regelmäßigen, lauten
Tictack, der saufende Wind und die dichten, weißen Floden,
die draußen stießen, sie alle wurden zu Kuppeln! Die Alten
schlafend, der „Seelenhirte“ vorgebend, durch das Schne-
freien am Weggehen gehindert zu sein, allein mit dem ar-
men Mädchen, das einer fremden Macht schwach und willen-
los gehorchte. Eines späteren Tages dann war der Wolf im
Schafskleide fortgewesen, und Mariens Jammer ging an:

Die Bafe sorgte beizeiten für ein Unterkommen in der
Stadt, wo Marie das Kind zur Welt brachte. Wer der wirk-
liche Vater war, erfuhr keiner. Der Lattenhofer Sepp hatte
schon immer durch Tutterhandel an der Grenze und im Orte
zu tun gehabt und war um das Mädel herumgestrichen. —
Keiner im Dorfe, der nicht ihn für den Vater gehalten hätte.
Etwas später heiratete sie dann auch wirklich den Burghen,
dem sie aber sagte, daß der Vater des Kindes ein Knecht ge-
wesen sei, der damals gerade bei einem Raufhandel uns Le-
ben gekommen war. Aber froh — so recht von Herzen froh

sei sie nimmer geworden, und der Betrug und die Lüge ihrem Manne gegenüber hätten sie immer innerlich gepeinigt. Dann kam der erwähnte schreckliche Tag! Was brauchte ich Ihnen noch zu sagen, daß dieser Geistliche, der mich damals vertrat, der Schandbube gewesen ist. Gott aber war da schon gerecht auf Erden, er hat ihn schwer bestraft. — Auf furchtbare Art ist er später in Afrika, wohin er wegen allerlei Vergehen, deren er sich schuldig gemacht hatte, geflüchtet war, ermordet worden.

Gleich nach dem Vorfall in der Kirche hatte die Frau ihrem Manne ein vollkommenes Geständnis gemacht. Er hatte sich darauf wie wahnsinnig gebärdet, wollte das Kind aus dem Hause jagen und überhäufte das arme Weib mit Schmähungen aller Art. Erst als dieses dann erkrankte, und man nicht wissen konnte, was noch werden würde, verzieh er ihr, in der Angst, sie zu verlieren. Er selbst hatte dann sogar auf das Flehen der anscheinend Sterbenden nach mir geschickt. Da aber war ja der andere erschienen, und es kam wieder über ihn, noch furchtbarer und schrecklicher als vorher, nach dem Geständnis der Frau. In rasender Wut hatte er sich auf den Geistlichen gestürzt, ihn geschlagen und gewürgt, und er hätte ihn wohl unfehlbar im Zorne umgebracht, wenn nicht in diesem Augenblicke plötzlich draußen eine helle Flamme aufgelodert wäre.

Die kleine Lisei, ganz unbeaufsichtigt, hatte ein Häufchen Stroh angezündet, das sofort die Kerzenkippen ergriffen hatte. Da galt es schleunigst zu löschen, und diesen Augenblick benützte der Schurke zur Flucht. Die Frau genas wieder; still und für sich lebten die Leute dahin, aber der Sepp war nicht mehr der alte. Eine Kirche betrat er nimmer, und er unterfragte es auch seiner Frau, die namenlos litt, aber ihm demütig in allem folgte. Gegen das kleine Mädel aber, das er erst so liebenvoll aufgenommen hatte, hegte er nun einen unüberwindlichen Widerwillen. Marie erfüllte nur scheu und gedrückt ihre Mutterpflichten. Bald darauf starb das arme Kind an der Bräume, und es war ein Glück, daß es der liebe Herrgott zu sich nahm. Viel später dann bekamen sie ein Mädchen, dessen Taufe ich erst nach langen Vorstellungen und Kämpfen erwirken konnte. Ich verlor die Familie aus den Augen, und nur dadurch, daß der Lattenhofer beständig im Kampf mit den Behörden lag — zum Beispiel auch, weil er sein Kind nicht zur Schule schicken wollte — hörte ich wieder von ihm.

Nach Jahren erfuhr ich dann, daß sich die heranwachsende Tochter, von der Mutter unterstützt, entschlossen habe, ins Kloster zu gehen, daß der Vater sie vor Zorn darüber geschlagen, und daß sie sich dann zu einer sehr frommen Verwandten in die Stadt geflüchtet habe.

Durch Unglück mit Vieh und Unwetter und durch die Betrügereien eines Bekannten, der ihn zu Spekulationen verleitet hatte, kam der arme Sepp auch in seinem Vermögen immer mehr herunter. Seine Frau lag krank, wie sie heute noch liegt, und die Tochter — ja — die ist verschollen und verloren.

Vom Lattenhofer hört und sieht man seit Jahren blutwenig. Scheu und wortarf geht er jedem aus dem Wege, wo es irgend geht, und nur so halb und halb weiß man, was er tut und treibt. Insbesondere wird sein Name genannt, wenn ab und zu wieder irgendwo eins seiner Meisterwerke auftaucht, und es gibt mir immer einen Stich, wenn ich dabei bedenke, was für Anlagen da verkommen.

Erst jüngst aber, etwa vor einem halben Jahre, ist er aus dem Gefängnis entlassen worden, wo er eine nicht unbeträchtliche Strafe wegen eines starken Erzesses — Beleidigung der Behörde, glaube ich — zu verbüßen gehabt hat. Als er wieder kam, fand er seine Frau, die sich, weiß Gott wie, mit Hilfe einiger Nachbarn inzwischen durchgebracht hatte, und die ich in aller Stille auch einigemale besucht habe, sehr schwer krank vor. Sie ist jetzt sozusagen am Erlöschen, lebt aber immer wieder, wenn auch schwach, auf. Er ist auch immer gut mit ihr und hegt und pflegt sie auf seine Art wie er kann. Und soviel weiß ich also vom Lattenhofer Sepp!

O, es ist genug — wahrlich genug, Hochwürden! Und haben Sie warmen Dank! — Dieser arme Mann mit dem grauen, schweren Schicksal auf den Fersen! Wer da helfen könnte!

Ja, wie tausendmal habe ich das schon gerufen und ge-

wünscht und auch versucht. Und wie wenig habe ich in meinem langen Leben doch tun können! Mit gutem Willen kann man viel, aber nicht alles, oft blutwenig sogar. Und Gott ist mein Zeuge — an gutem Willen hat es nicht gefehlt. Wenn sich die Menschen nicht so oft selbst am meisten im Wege wären! Und dann heißt es gar häufig: Wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen! Und jung und stark, sehr stark muß man sein — auch innen — und vieles ertragen können, will man Hilfe spenden. Ihr seid jung und — ich irre nicht so weit — auch stark.

Der Pfarrer drückte dem jungen Geistlichen herzlich die Hand. —

Ihr macht es schon!

Gebe Gott seinen Segen und mir Mut und Kraft, erwiderte dieser.

In der Nacht schloß er kein Auge. Die Erzählung des Pfarrers hatte ihn tief erschüttert. Auch seiner eigenen Kindheit, seiner eigenen Kämpfe und Leiden dachte er. Keiner eben, der nicht seinen Padern zu tragen hätte. Und er dachte auch des Sieges, zu dem er sich schon jetzt durchgerungen hatte in der idealen Auffassung eines ihm vom Schicksal aufgedrängten Berufes. Wie er gekämpft hatte, diesen Beruf seinen Überzeugungen nahe zu bringen, indem er sich bemühte, Menschenfreund im wahren Sinne des Wortes zu sein. —

Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Begeisternd und leuchtenden Auges sah er am frühen Morgen hinauf zum unendlichen Firmament. In der herrlichsten Pracht strahlte die Sonne über dem blauen See, über die Berge und die saftgrünen Matten, über die fernen, weißen Firnen und Gletscher, über Flur und Wald, und über den Wurm am Wege.

III.

Einmal hatte es schon geschneit. So sehr, daß in dem kleinen Hohlweg unmittelbar vor dem Dorfe, wo dieser so einen rechten Windfang abgab, der Schnee meterhoch lag. So lange hatte ein wonniger, farbenprächtiger Herbst regiert, daß man in den Winter hinübergetäuscht worden war. Wunderbare Tage hatten sich aneinandergereiht mit frischer, klarer Luft, die von einem würzigen Duft durchzogen war, der an keine Verwesung mahnte. An den sonnigen Hängen waren noch Blumen die Menge gewesen. Goldgelb und purpurrot in fatten Farbentonien hatte der Wald geleuchtet; fein und hellblau, scharf wie auszisellierte hatte die fernere Gebirgsfalte mit ihren tief beschneiten, silberglänzenden Spitzen ausgebreitet dagelegen. — In der ersten Novemberwoche aber wandte sich das Wetter. Langsam schoben sich graue Wolken am plötzlich trübem Himmel zusammen, und in einer Nacht war die goldene Herrlichkeit zu Ende. Gerade als hätte Vater Winter gutmütig seinen ältesten Sohn noch auspielen lassen und wäre nur lauernd in einer Ecke gelegen, um dann kalendergemäß dennoch plötzlich mit Sturmgeschreien hervorzubrechen und das ganze schon allzulange getriebene Spiel über den Haufen zu werfen. Ein kalter Regen schlug windgepeitscht an die Fenster und trommelte auf die morschen Dächer der Hütten, daß manch einer befürchtet hinaufschah und dachte, es wäre wohl besser gewesen, die paar Groschen daran zu wenden, das alte Dach tüchtig für den Winter auszubessern. Gegen Abend mischte sich der erste Schnee in den Regen, großflöckig und flauzig. Während der Nacht aber wurde er dichter und fester und hatte den Boden bald ganz bedeckt. Vierundzwanzig Stunden lang schneite es ununterbrochen, und die Landschaft zeigte sich in vollkommenem Winterkleide. Die Dorffstraße war grundlos in ihrem Schmuck und mehr und mehr drang dieser durch die glitzernde Hülle. Im Orte selbst war alles ein einziger Kot. Ganz verwandelt, trostlos und traurig sah alles aus. Auf die entlaubten Bäume ließen sich Krähen nieder; krächzend, in großen Schwärmen belagerten sie das Dorf. Und wieder Regen! Diesesmal ein warmer, der aufräumte mit dem Schmuck und dem ersten nichtsnutzigen Schnee.

Und jetzt scheint wieder die Sonne, gerade so als wollte sie sagen: Glaubt es nicht, ich bin noch da — er kann noch nicht kommen, der harte kalte Winter! Gütig und warm sendet sie nach Kräften ihre Strahlen herab. Aber sie ist alt, die gute Frau Sonne, sie hat beträchtlich an Jugendfeuer eingebüßt und richtet nicht mehr viel aus. Die Erde ist auch

alt, und selbst der heiterste Sonnenschein kann sie nicht mehr so recht verschönern. Im Gegen teil! Hier ist er der Feind des Verfallenden. Die verblühte Schönheit kann es mit den verlorenen Reizen nicht mehr erfragen, so hell blicken zu werden. Was ohne Sonne noch ein bisschen nach Sommer und Jugend ausgesehen hatte, verliert im scharfen Licht. —

Es wird Winter.

Der Kooperator wandte sich vom Fenster zurück zum Pfarrer, der so gesprochen hatte. Die liebenswürdige Stimme klang gedrückt.

Hochwürden müssen das nicht so schwer nehmen; wir pflegen Sie schon durch die schlimme kalte Zeit, und dann kommt der Frühling, nicht wahr, Burgel?

Ein etwa vierzehnjähriges blondes Mädchen, das am großen Kachelofen kniete und Scheite hineinwarf, drehte das etwas zarte, aber jetzt von der Glut rot überhauchte Gesicht den beiden Männern zu.

„Is gwiß wahr! Und treuherzig fügte sie hinzu: Da Winta is aber a schön; da kann ma Schlitten fahrn, i gfreu mi schon!

Der junge Mann legte ihr leicht die Hand auf den Scheitel und lächelte sie gütig an.

Schlittfahren, jawohl, aber du mußt ja jetzt so schredest sich viel neues lernen, Burgel. Was wirst du wohl dazu sagen?

Das Mädchen war rasch aufgesprungen und hatte dem Pfarrer der herabgegossene Decke wieder hinaufgezogen. Sorgfältig hüllte sie ihn darin ein; dann wandte sie sich wieder zu Hilarius: Dös weiß i freiti, aber dös gfreut mi a, und dös anda dazua ericht recht!

Die beiden Männer sahen sich lächelnd an.

Recht hast, Burgel, sagte der Pfarrer; freu dich deines jungen Lebens und auch deiner Pflichten. Leid und Trübsal haft du schon genug kennen gelernt. Die mögen dir hier nach Möglichkeit erspart bleiben!

In Burgels Augen traten plötzlich Tränen.

Herr Pfarrer, i denk dran Tag und Nacht, was Sie und der Herr Kooperator für mich tan haben, und dankbar will ich Ihnen sein mein Leben lang! Dann bückte sie sich und küßte mit jugendlicher Unbrut des Greifes Hand.

Nicht, Kind — schau, ich bin ganz unschuldig an der Geschichte; der da — er wies auf den jungen Priester —, der da hats getan. Nächst dem lieben Herrgott mußt du ihm am meisten danken!

Hilarius wehrte lächelnd ab, dann sagte er ablenkend: Ich glaube, Christine hat dich gerufen; sie braucht dich jedenfalls beim Dürrobst!

Burgels verlegten gewordenes Gesicht wurde wieder hell. Leuchtenden Blicks sah sie nochmals zu dem Kooperator auf, dann verließ sie eilig das Zimmer.

Ihr habt da ein gutes Werk getan, Hilarius; das wird einschlagen, meine ich!

Ich? ich war ja nur Ihr schwaches Werkzeug, Hoch-



Bei der Fronleichnamsprozession die kleinen Mädchen.

würden. Sie gewähren dem armen Mädchen eine Heimat, und ich bin Ihnen dankbar, daß ich Ihnen dabei habe etwas helfen dürfen. Ich hätte, gebunden an Händen und Füßen, wieder einmal nur Theoretiker sein können. So aber —

Nun ja, es hat ja so leicht und gut geschehen können, da war nicht viel dabei. Die Christine wird auch alt und hat eine junge Stütze recht wohl brauchen können. Sie kommen auch ganz vortrefflich mit einander aus. Die Burgel ist wirklich eine Ausnahme!

Der junge Priester sah den Pfarrer fast vorwurfsvoll an. Hochwürden! Ist sie denn wirklich eine so rare Ausnahme?

Seien Sie überzeugt — ja! Haben Sie unverbesserlicher Idealist in diesen drei Monaten noch nicht genug erfahren? In der Schule zum Beispiel! Man erlebt doch wahrlich selten genug, daß irgend eines der Kinder über das Durchschnittsmäß in seiner Befähigung und seinen Charaktereigenschaften hinauskommt. Und erst die Alten! Im allgemeinen ifts ja doch wohl wie immer in der Welt, nicht ganz so, und nicht ganz so. Allerlei „jenseits von gut und böse“ ist zuweilen auch darunter!

Hochwürden philosophieren ja auch?

„Auch! Das heißt, daß Ihr selbst — Hilarius, ich bin alt und innen wie außen fertig; mir tu's nichts mehr. Aber Ihr, Ihr dürft das nicht zu viel tun, gar nicht wäre am besten! Ein etwas bitteres Lächeln spießt um seine Lippen: Ein Geistlicher kann und darf eigentlich kein Philosoph sein!

Dann wandte er sich freundlich dem etwas betreten stehenden jungen Manne zu.

Aber wir haben ja mit der Burgel reden wollen. Wüßt Ihr was von deren schlimmem Bruder, dem Anderl?

Nichts! Der Georg und die Burgel auch nicht. Sie meinen, er sei ins Desterreitische hinüber.

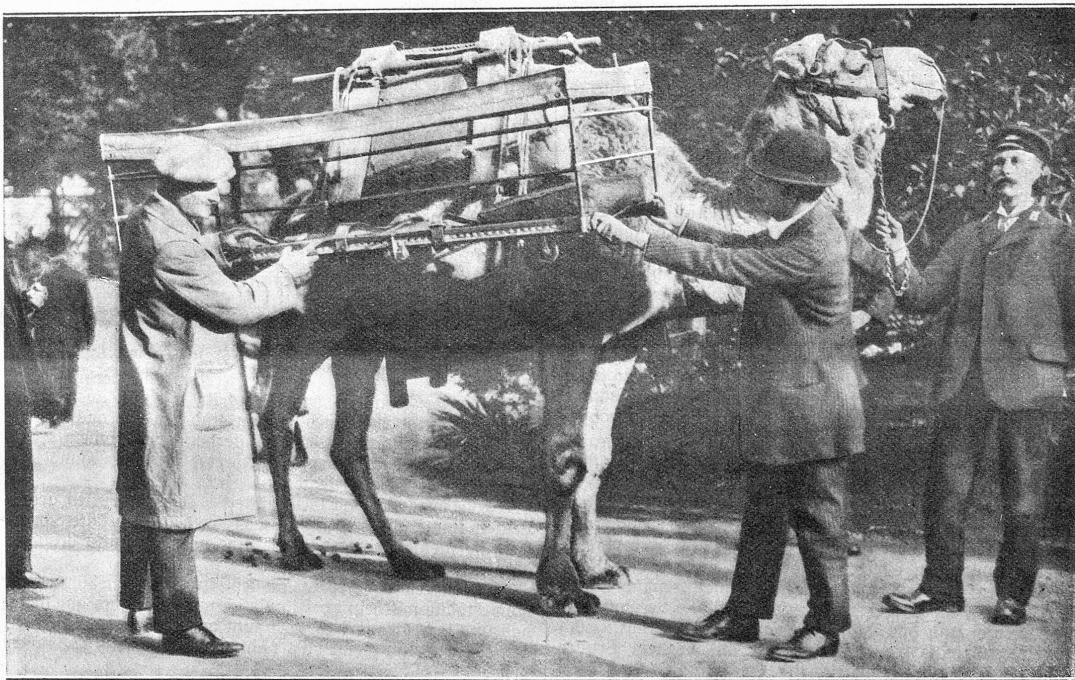
Wenn es nur wahr ist! Kooperator, nehmt Euch vor dem in acht. Seid auf Eurer Hut! Nicht über den Weg ist dem zu trauen; der vergeht Euch nie, daß Ihr ihm das schlechte Handwerk gelegt und ihm alles aus der Hand gewunden habt. Der rächt sich noch, zum mindesten versucht ers.

Hochwürden, ich glaube, Sie sehen da doch zu schwarz. Endlich ist der Mensch selber froh darüber, daß jetzt alles so geordnet worden ist, wenn ihm später einmal das Einschreien kommt. Die Geschwister, beide so brav und so gut von Natur, gerettet und geborgen sind. Mein Freund, der Professor, schreibt, daß Georg erstaunliche Fortschritte im Zeichnen mache, und daß man den stillen, fleißigen Hausgenossen in seinem Stübchen kaum bemerke. Die Burgel aber ist ja hier so gut aufgehoben! Wer weiß, vielleicht wird der Anderl auch noch ein ordentlicher Mensch.

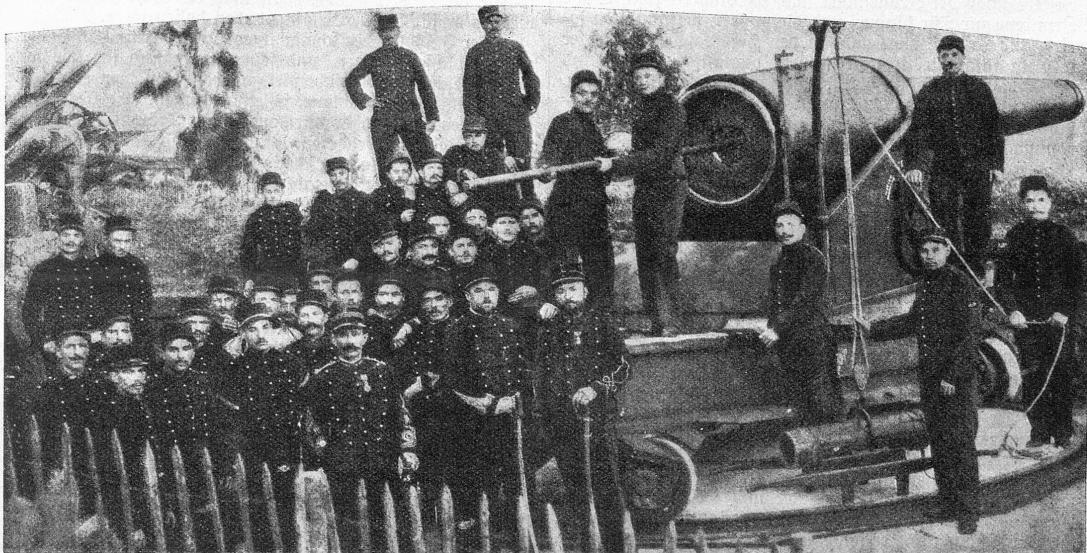
O Sie Optimist! Betritt der erst eine große Stadt, dann wird sie ihn verschlingen!
(Fortsetzung auf Seite 198.)



Die Chorknaben bei der Fronleichnamsprozession in Einsiedeln.



Zum ital.-türkischen Krieg: Neuartiger Verwundetentransport durch Kamel bei den türkischen Truppen.
Die Ausdehnung der Operationsbasis der Türken und ihre Sparsamkeit zwingen diese, die Hospitäler für die Verwundeten recht tief in das Innere zu legen und möglichst zu vereinigen. Um nun die Verwundeten schnell und sorgsam in diese im Innern gelegenen Hospitäler zu schaffen, ist ein neuartiger Tragapparat eingeführt worden, der auf Kamel aufgeschnallt wird. Jedes Kamel kann zwei Verwundete in diesem Apparat tragen und damit einige Tagereisen zurücklegen.



Französisches 14-Zentimeter-Festungsgeschütz in Marokko.

Eine gesalzene Suppe haben sich die Franzosen in Marokko gekostet, und es wird noch Jahrzehnte dauern, bis von einer völligen Unterjochung des Landes gesprochen werden kann. Unser Bild zeigt französische Festungsartillerie in einer Verteidigungsstellung, wie solche in letzter Zeit mehrfach errichtet werden mußten, um die Marokkaner einigermaßen in Schach zu halten. Als bei den Maroko-Verhandlungen im letzten Jahre Frankreich mit Deutschland vor einem Kriege stand, erinnerten besonnene Elemente in Deutschland an den Kanzler Bismarck, der schon vor 20 Jahren den Standpunkt vertrat, Frankreich in Nordafrika festzulegen, um so demselben auf Jahrzehnte Ablenkung zu geben, und jetzt ist es eingetroffen, so daß Frankreich wohl so schnell keine andere Arbeit verrichten kann.

Hilarius seufzte, sagte aber nichts mehr.
Der frühe Abend hüllte die große Stube mehr und mehr in Dämmerung. Vom Backofen drang der Duft des dürenden Obstes herein. Leise öffnete Christine die Tür und rief den Kooperator heraus zu einem Boten. Eine Stunde weit entfernt bedurfte ein Kranke noch Trost und Zuversicht für die lange Nacht.

Im Dunkeln wählte Hilarius den weitern Heimweg auf der leidlich guten Landstraße. Tief in Gedanken schritt er dahin. Er dachte an alles, was er in dem Vierteljahr schon erlebt, erfreut und teilweise auch erreicht hatte. Rauch und stetig ging er die dunkle Straße entlang. Wie etwas Sonniges, Lichtes stand im Mittelpunkt seiner Gedanken die blonde Burgle. Wie doch der Zufall oftmals spielt! Ganz langsam war das Gerücht durchgesickert und endlich auch ihm zugetragen worden, daß Schlimmes vorgehe oben auf dem Berge von Neuamming, im Hause des Andreas Schopf. Beim „Berganderl“ nannten es die Leute. Als Wilderer berüchtigt, belauert und niemals überführt, erfreute sich Anderl des schlechtesten Rufes. Aber auch als Sohn und Bruder hatte er keinen besseren. Man behauptete allgemein, er misshandele seinen alten Vater und seine beiden Geschwister aufs grösste.

Rauch und gründlich hatte sich der eifige Kooperator von der Wahrheit überzeugt. Gestern und öfter stieg er den Neuamminger Berg hinan und versuchte, in Güte wie in Strenge, Einfluss auf den schlimmen Burschen zu gewinnen. Leider aber ohne allen Erfolg. Wann immer er auch kam, der Anderl war nie oder nie lange da. Aus dem halb blöden, immer wimmernden oder klagenden Vater war nichts herauszubringen, ebenso wenig aus dem Geschwisterpaar Georg und Burgle. Scheu blieben der schwächliche, verwachsene, junge Mensch und das blaue, verschüchterte Mädchen nach der Tür, und keins traute sich aus Furcht vor dem Bruder ein Wort zu sagen. Unverrichteter Sache mußte der Seelsorger wieder gehen; aber als er sich umfah, standen die beiden unter der schiefen, niedrigen Tür des Häuschens, und Burgle hob mit flehentlicher Gebärde die gefalteten Hände vor die Brust.

Als Hilarius zu Tal stieg und beim Kronenwirt vorüberkam, tönte Zitherspiel, Aufklatschen von Karten, wildes Gejohle, von Flüchen untermischt, heraus. Beim Eintritt des Priesters schob der Kronenwirt nach Möglichkeit rasch einige Betrunkenen zur Tür hinaus, und die andern verstummen sofort. Nur Anderl, die Hände in den Hosentaschen, worin er mit Geld klimperte, trat breitspurig vor Hilarius hin und lachte ihm frech ins Gesicht. Dann machte er einen tiefen, ironisch zu nehmenden Bückling: Da Herr Kooperator! — Wann der zum Nachschaugen kommt, mußt' also in schönster Ordnung sein. Es ist ja a a so, net, Herr Kooperator?

Schlimme Wege finds, auf denen Ihr wandelt, Andreas Schopf! Hüttet Euch wohl, nicht zu straucheln und so zu fallen, daß Ihr das Aufstehen darüber vergeßt!

Ohne ein weiteres Wort, mit einem viessagenden Blick auf den dummi dastehenden Kronenwirt, verließ der Seelsorger das Zimmer.

Raum acht Tage später, am Abend, kam ausgefroren und atemlos die Burgle im Pfarrhof an. — Der Bruder sei schon drei Tage fort, sie hätten kein Stückchen Brot mehr im Hause, und der Vater wäre am Verscheiden. Auf dem Wege nach dem Berge, den Burgle, reichlich gestärkt und ausgeruht, tapfer zurücklegte, mit einem Bündel Gewichten bepackt, das ihr der Priester immer wieder abnehmen wollte, erzählte sie ihm alles. Wenn sie manchmal stockte und verlegen schwieg, konnte er sich mit Leichtigkeit das übrige ergänzen. Anderl war in seiner Art ein Wüstling, der alles für sich verbrauchte, vertrank und verspielte und Vater und Geschwister darben ließ. Insbesondere den schwächeren, krüppelhaften Bruder, „den Nichtsnutz“, wie er sagte, ließ er dessen Elend entgelten. Solange Burgle die Schule besuchte, ging es ihr noch leidlich. Seit sie aber alles im Haushalt und sogar schwere Feldarbeit besorgen mußte, quälte sie der ältere Bruder unzählig. Sie konnte arbeiten, soweit sie wollte, nie war es genug und recht.

Und nicht selten kam er dann betrunknen mit andern Burschen heraus, und sie mußte halbe Nächte lang Zither spielen, während die Männer Branntwein tranken, Karten spielten und hässliche Lieder sangen. Dann — und da stockte die Rede der Burgle; sie bedeckte das Gesicht mit der Hand. Wieder

eine der Pausen, die sich der Geistliche zu deuten wußte.

Durch die finstere Nacht schritten sie dahin und ersteigten im fahlen Mondlicht den Berg. Burgels Hand ruhte in der des Priesters; es überkam sie ein Gefühl süßen Trostes und des Beschützenseins. Als das kleine Haus erreicht war, und das Mädchen die Tür aufgestoßen hatte, bot sich ihnen ein merkwürdiger Anblick dar. Im sauberen Bett lag der Alte — tot! Ein Kreuzifix zwischen den erkalteten Händen, das immer in der Ecke oben, von Palmblättchen umgeben, gehangen hatte. Einige vertrocknete Knöpfchen waren davon abgefallen und Staub haftete ihm an. Beim Scheine der zwei Totenkerzen, von einer teilnehmenden Nachbarin geschenkt, die zu Häupten des Lagers brannten, saß der Bucklige und — zeichnete! (Fortsetzung folgt.)



Der Jaköble.

Lebensskizze von Hans Brandes.

(Nachdruck verboten.)

„Mutter, wenn ich das Geld hätte, wie nit, aus unserm Jaköble müßt was Rechtes werden, und das täts auch!“ sagte der Leineweberhansmärkle zu Hinterbubenbach, indem er seinen fünften Buben in der Geburtsreihe die weisse Hand lieblich auf den Scheiter legte.

„Ja, wenn du das Geld hättest! Das ist bei den armen Leuten immer so. Wenn sie das Geld am nötigsten brauchen, ist allemal keines da. Bei uns aber, ob wir's brauchen oder nit, bei uns fehlt's immer!“

„Was red'st! Hab ich nit lezhin 4 Gulden 36 Kreuzer vom Städtele mit heimbracht, wie ich mein Webbuch abg'liefert hab und haft du nit 3 Gulden zum andern in den Kästen legen können, und wenn du's recht zählst, sind jetzt 27 Gulden drin?“

Die Frau lächelte ihn gutmütig an: „Ja, freilich, Alter, so viel sind's schon, 27 Gulden! Aber das ist ja unfer Notpfennig, und damit kannst den Jaköble nit was Rechtes lernen lassen!“

„Weiß es schon, Mutter! Weiß es schon!“ gab der Leineweber nachdenklich zu und seufzte. Dann ließ er das Webschiffchen mit besonderer Energie zwischen den Fäden durchlaufen, als ob er vor habe, heute noch das Geld zu verdienen, welches er für seinen Lieblingsbuben haben sollte.

Der Jaköble! Ein schmächtiger Bub von etwa 10 Jahren. Er hat blaue Wangen, und seine Ohren sind für das sonst hübsch geschnittene Gesicht viel zu groß. In dem Kopf aber stecken ein paar graublaue, fesselnde Augen. Es liegt etwas Sinnendes darin, aber durchaus nichts Träumerisches. Der Blick kündigt im Gegenteil Wissbegier und Willensstärke an.

In der Schule war der Jaköble der Erste, was zwar zunächst zu einer Schülerzahl von acht Buben und neun Mädchen, und das in 5 Jahrgängen, nicht viel bezagen will. Allein der fünfte Sprosse des Leineweberhansmärkles zu Hinterbubenbach wäre vielleicht auch der Erste gewesen, wenn er zu Frankfurt drunter die Goetheschule besuchen und unter lauter Millionärsjungen hätte sitzen können.

Seine Hauptfärbe war das Rechnen und konstruktives Zeichnen. Obwohl er noch nie aus Hinterbubenbach hinausgefommen und das alte Kirchlein dort das kunstvollste Bauwerk war, baute der Junge mit Bleistift und Papier Dome und Paläste, und wenngleich sein Fuß nur über die gewölbsteinerne Brücke des murmelnden Bubenbach geschritten, er konstruierte Brücken von solchen Spannungen, daß es dem Express Paris—Konstantinopel am Ansehen nichts geschadet hätte, seine Route darüber genommen zu haben.

Dabei befürchtete sich die Arbeit des Jungen keineswegs nur auf das Zeichnen, er machte auch die nötigen Berechnungen dazu. Und weil ihm keine Bücher, Tabellen und dergleichen Hilfsmittel zur Verfügung standen, suchte er sich durch die einfachsten Versuche einige Grundlagen zu verschaffen. Vielfach hantierte er in der Dorfschmiede herum, hing Gewichte an Eisenstangen verschiedener Stärken und Längen, um dann zu messen, wie weit sie sich durchbogen.

Wer seine Zeichnungen und weitausfigurigen Rechnungen sah oder seine Experimente beobachtete konnte, schüttelte verwundert den Kopf und zollte dem kleinen Burschen ein wenig Hochachtung, wenn dieser auch nur der Sohn des armen

Leineweberhansmärkte war. Sagte dann jemand dem Vater hierüber ein amerkennendes Wort, so geriet der Weber schier aus dem Häuschen und hoffte in seinem stillen Herzen, es möchte doch noch etwas Rechtes aus seinem Jungen werden.

So kam die Zeit, wo der Jakob aus der Schule entlassen wurde. Der Hansmärkte hatte hundert Gulden im Kasten und meinte, damit lasse sich schon was anfangen, weil doch auch die beiden ältesten Söhne in den Dienst zu Bauern gegangen waren und von ihrem Lohn einen Teil heimischen konnten.

Wie aber der Vater sich eine Gelegenheit ersann, wie er den Jungen auf die billigste Art hinausbringen könnte in die Welt, da ward er selber krank, lag ein Vierteljahr im Bett und konnte keinen Kreuzer verdienen. — Als es dann zum Aufstehen rätslich war, verbot ihm der Doktor, vor Beginn des Winters an den Webstuhl zu stehen, und auch dann ging es noch nicht so recht. Da waren denn die hundert Gulden fortgeschlagen, und Doktor und Apotheker hatten nicht den kleinsten Teil davon bekommen; zudem war Schmalhans Küchenmeister gewesen den ganzen Sommer über und bis gegen Weihnachten hin. Da hatte sich der Hansmärkte schließlich schweren Herzens dazu entschließen müssen, den Jakob an den Webstuhl zu stellen, und es muß gesagt werden, daß es der Knabe ohne Widerwillen tat, obgleich er selbst andere Pläne im Kopfe hatte. Aber er dachte: „Bin ich erst ein tüchtiger Weber, und kann der Vater wieder ordentlich mit mir, so verdienen wir zwei zusammen ein schönes Geld, vielleicht alle Woche gar drei Gulden. Da mag manch ein Kreuzlein davon in den Haaren wandern, was nach Jahr und Tag ein hübsches Geld ergibt, so daß ich doch noch hinaus kann in die Welt, was Tüchtiges lernen und dann mehr verdienen als am Webstuhl.“

Auf nächste Ostern ging des Herrn Lehrers von Hinterhubenbach Alstete zur ersten Kommunion. Da kam Besuch ins Schulhaus; es war der Vater des Mädchens, ein Bruder des Vaters. Er war Buchhalter in einem der größten Brückenbaugeschäfte Deutschlands. Diefem erzählte der Lehrer von seinem tüchtigen Schüler der Sonntagschule. Der Bruder interessierte sich, man ließ den Jakob mit einigen seiner Arbeiten kommen, und wenn der Herr auch kein Techniker war, so hatte er im Geschäftsbetrieb doch schon so viel erkennen gelernt, zu beurteilen, ob etwas Sinn hatte oder nicht. Und des Jakob Meister Zeichnungen hatten Sinn.

Der Buchhalter nahm bei seiner Abreise alle die Arbeiten des Buben mit nach Hamburg und zeigte sie seinen Prinzipalen, und schon nach acht Tagen kam ein Brief aus der großen Seestadt, in welchem sich das Geschäft erbott, den Sohn des Webers als Lehrling in den den zeichnerischen Betrieb aufzunehmen. — In Anbetracht der Familienverhältnisse wolle man ihm nach vierzehntägiger Probezeit gleich so viel Lohn geben, daß sich der Junge selbst verköstigen könne.

Der Hansmärkte mußte an diesem Tage zu weben aufhören; vor lauter Freude verwirrte er die Fäden und verdarb in einer Viertelstunde mehr, als er in einem halben Tage wieder gut machen konnte.

Und dann kam der Abschiedsmorgen. Der Vater begleitete seinen Buben bis zur nächsten Poststation; es war zwei Stunden dahin, und nach schwerem Abschied zog nun der Jakob hinaus in die Welt. Ein arbeits- und erfolgsreiches Leben lag vor ihm.

Wohl kamen Lernjahre. Wohl galt es ihm, sich von den einfachen Kenntnissen eines Dorforschülers zu dem Wissen und Können eines Gebildeten emporzuschaffen, aber Jakob Meister zeigte einen eisernen Willen, und kam er am Abend geistig ermüdet in sein hochgelegenes Dachkämmerlein, da gönnte er sich keine Ruhe, keine Erholung. Dann nahm er wissenschaftliche Werke über Mathematik und Eisenkonstruktionen vor oder er übte die Ursprungsgründe des Französischen und Englischen ein, was dem Wälderbuben freilich etwas schwieriger vorkam, als die verzwicktesten Formeln der Trigonometrie und der Stereometrie.

Und die Lehrzeit dauerte drei Jahre. Dann wurde er einem älteren Ingenieur als Assistent beigegeben und kam mit diesem in die verschiedensten Länder Europas. Nach eingetreterner Militärschuld spielte er sich frei, und jetzt begannen seine Reisen nach den überseeischen Ländern. — Bald

brauchten ihm seine Chefs keine andern mehr vorzuzeigen. Sie betrauten ihn selbständig mit schwierigen Bauausführungen, und keine derselben hat den Ehre seiner Firma und dem Ruf deutscher Baukunst irgendwelchen Abtrag getan.

Seine Heimat hatte er viele Jahre nicht gelehren, aber nicht vergessen hat er seinen guten Vater, seine forgsame Mutter und die acht Geschwister, und alle Vierteljahr trug der Postbote hundert Gulden in das kleine Weberhäuschen, und der Hansmärkte schlug dann allemal einen Purzelbaum über sein und seiner Frau Bett hinüber. An solchen Tagen feierte dann der Webstuhl. Der Hansmärkte ließ sich niemals nehmen, seinen Sonntagskittel anzuziehen und in der „Sonne“ einen Schoppen vom Besten zu trinken. Dann hat er allen, die ins Wirtshaus kamen, von seinem Jakob erzählt.

Schließlich hieß es, er sei in Aegypten und habe sich dort mit einer enorm reichen Engländerin verheiratet, deren Vater ein Mitarbeiter Ferdinand von Lesseps gewesen sei.

Jetzt kamen alle Vierteljahr zweihundert Gulden. Von nun an stand der Webstuhl meist still; es war aber auch notwendig, denn der Hansmärkte war recht alt und gebrechlich geworden; namentlich hatten seine Augen gelitten und er drohte zu erblinden.

Da ließ er dem Jakob durch ein Enkelkind einen Brief schreiben: er, der Hansmärkte sei jetzt über die siebzig und der Gewalter Senfemann könne wohl bald kommen. — Er wolle aber nicht sterben, bevor er seinen lieben Sohn, den Jakob, noch einmal gesehen habe, und er bitte ihn, auf ein paar Tage heimzukommen, und seine Frau solle er auch mitbringen.

Es dauerte fast ein Vierteljahr, bis Antwort eintraf, und diese kam aus Amerika, wohin dem Ingenieur Jakob Meister der Brief des Vaters nachgeschickt worden war. — Jakob schrieb, er habe in Mexiko eine große Brücke auf eigene Rechnung gebaut und sie sei in wenigen Wochen fertig. Dann wolle er mit seiner Frau und zwei Kindern über das Meer nach Deutschland kommen. Er freue sich so sehr, seine lieben Eltern und die Geschwister wiederzusehen; und nicht ein paar Tage wolle er bleiben, sondern ein ganzes Jahr wolle er sich im Schoße der geliebten, nun so lange entehrten Heimat einmal ausruhen von seiner bisherigen ratsellosen Lebensarbeit.

Hansmärkte war überglücklich. Und schon bevor vierzehn Tage vorüber waren, wurde er ungeduldig. Bei jeder Gelegenheit fragte er: „Ist denn die böse Brücke im Mexikanischen immer noch nicht fertig?“

Endlich aber war sie fertig. Und ihre Vollendung ward als eine Wendung in der Geschichte der Brückenbaukunst gefeiert. Die Zeitungen des Vaterlandes berichteten darüber und mit Stolz priesen sie es, daß der Erbauer ein Deutscher sei. Der Herr Lehrer von Hinterhubenbach kam selbst ins Weberhaus und las den Bericht dem Hansmärkte vor. Da weinte der Alte vor Freude und sagte unter Tränen: „Hab ichs mir gesagt, aus dem Jakob muß noch was Rechtes werden?“ — — —

Und einige Wochen nachher kam Jakob Meister mit seiner Familie an. Es war ein rührendes Wiedersehen zwischen Vater und Sohn, aber auch die höchste Zeit dazu; denn ein Vierteljahr später erblindete der Hansmärkte völlig, trotz aller ärztlichen Bemühungen, die auf des Sohnes Geheiß nun angewendet wurden. Der Alte trug es mit Gleichmut. „Es ist von der Arbeit!“ sagte er, „und drum, weil der Webstuhl zu arg im Dunkeln ständen ist! Aber was tut's! Ich hab' ja dich noch einmal sehen können, mein Sohn, und sonst gibt's für mich nichts mehr zum Anschauen, höchstens deine Brücke im Mexikanischen.“

Als aber im Spätjahre das neue Schul- und Rathaus eingeweiht wurde, das Jakob Meister seiner Heimatgemeinde aus Dankbarkeit darüber hatte bauen lassen, daß von hier sein Glück ausgegangen sei, und von dem die Leute behaupteten, es sei das Schönste im ganzen Umkreis, da meinte der Hansmärkte: „Verfligt, das hätt' ich jetzt doch auch gern gesehen!“ Er war aber doch bei den Einweihungsfeierlichkeiten, trank nachher seinen Schoppen und war glücklicher als je im Leben. — Wenn ihm einer die Hand drückte und den Stifter des neuen Gemeindehauses lobte, so lächelte er still und dachte für sich: „Ja, mein Jakob! Aus dem ist halt was Rechtes worden!“

Leise Stunde

Was willst du mir denn sagen
Du grüner, lachender Frühlingstag?
Die muntern Drosseln lädgen
Wie trunken nah im dunklen Hag.
Mein Acker scheint zu träumen,
Ganz still ist unter den Bäumen.
Ich hör' der leisen Stunde Schlag.
Sie kommt mit jedem Lenz,
Steigt auf wie ein verfunken Gut,
Fern an der Kindheit Grenze
Wand' ich in treuer Augen Hut;
Ein Duft liegt über den Weiten,
Die heimlichen Glocken läutnen:
Du hast es gut, du hast es gut!
Ich seh' der Mutter Hände,
Verwerkelt und hart — und doch so weich!
Sie müßt sich ohne Ende
Und gibt und gibt und bleibt doch reich.
In Akers Grund geboren
Schläft ihr Segnen und Sorgen
Und macht ihn mir zum Märchenreich.

Alfred Huggenberger.

Jesaja und die eleganten Frauen seiner Zeit

In der Zeitschrift „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur“ lesen wir: Es ist noch nicht lange her, da hörte ich von Ketten sprechen, die zwischen den Knieen in Humpelröcken getragen wurden, damit das betreffende Individuum, am Schreiten verhindert, nur noch trippeln kann. Nicht das erste Mal im Lauf der Zeiten haben sich Frauen diesem Irrsinn unterworfen. Vor ungefähr 2650 Jahren, als Jerusalem eine große, volksfreie und, wenn man dem Jesaja Glauben schenken darf, elegante Stadt war, trugen die Modedamen Schriftketten, die ihnen in den engen Gewändern die Füße aneinander fesselten. — Guter, feuriger Wein, Herden und Korn gediehen im Lande Juda. Von allen Seiten flossen der Stadt aus dem Lande Kulturgüter zu. Die Männer saßen beim Frühschoppen, bei Würztrunk, Bowle oder Bier, und dehnten ihre Sitzungen manchmal bis in die Dämmerung aus. Die Frauen putzten sich. Edle Metalle und Gesteine, herrliche Stoffe wurden über See von Ägypten eingeführt, über Land aus Babylonien und Indien durch große Karawane, die von Osten herankommen die Wüste umzogen und Palästina von Norden betraten. Mit allem wurden die verwöhnten verzärtelten Einwohner versehen, was ihrem Luxusbedürfnis entsprach. Eifrig dachten die Modedamen Jerusalems darüber nach, wie sie Männerherzen berücken könnten, ihre Schönheit durch kostbare Toiletten ins rechte Licht zu setzen. Dank der Beschreibung des scharf beobachtenden Jesajas sehen wir sie deutlich vor uns. In der Überzeugung, tadellos angezogen zu sein, tragen sie eine gewisse Aufblasenheit zur Schau, sie recken den Hals, sie schielen mit den Augen. Die Tunika aus feinen Linnen wird durch einen prächtigen Gürtel zusammengehalten, geziert mit Geckohäufen oder durch eine Schärpe. Darüber hängt ein Prachtmantel oder Überwurf. Es kittern die Fußspangen und Armbänder, es blitzen die Ohrtropfen, die Stirnbänder und die Halbmonde im funktvoll gekräuselten Lockenhaar, das, wie heute, seiner Trägerin nicht immer angewachsen war. Dagegen donnert nun Jesaja: „Weil

die Frauen Zions hoch einherfahren, im Gehen den Hals hoch recken und freche Blicke werfen, immerfort tänzelnd einhergehen und mit den Fußspangen klirren, so wird der Herr den Scheitel der Frauen Zions gründig machen. — An jenem Tage wird Jahwe abreissen die prächtigen Fußspangen und die Stirnbänder und die Halbmonde, die Ohrtropfen und die Armbänder und die Kopfschleier, die Kopfbünde und die Schriftketten und die Prachtgürtel und die Riechläufchen und Umhänge, die Fingerringe und die Nasenringe, die Feierkleider und die Mäntel und die Überwürfe und die Taschen, die Spiegel und die feinen Linnen und Turbane und die Schleier.“ — Und dann — „Statt des Balsams gibts Moder und statt der Schärpe den Strick, statt des kunstvollen Gefräusels die Glazé und statt des Prachtmantels Umgürtung mit härenem Gewand, Brandmal statt der Schöne!“

Die Frau in der Himmelstunde

Die Astronomie ist seit langem die Naturwissenschaft gewesen, die von den Frauen am meisten bevorzugt und auch gefördert worden ist. In früherer Zeit sind namentlich in England wesentliche astronomische Forschungen von Frauen ausgeführt worden. Einen großen und berechtigten Ruhm haben sich auf diesem Gebiete Caroline Herschel, die Schwester des großen Friedrich Wilhelm Herschel, und Lady Somerville erworben. Diese entdeckte u. a. acht Kometen, diese gab großartige Werke über die Himmelsmechanik und über die magnetische Kraft der Sonnenstrahlen heraus. Das Beispiel eines geradezu idealen Zusammenspielens eines Chevauxgespanns haben dann die beiden Huggins gegeben, die bis in ihr höchstes Alter alle, auch die schwierigsten astronomischen und astrophysikalischen Untersuchungen zusammen ausgeführt haben. Lady Huggins wurde die für eine Frau einzigartige Anerkennung zuteil, daß sie von der Britischen Astronomischen Gesellschaft zum Ehrenmitglied ernannt wurde. Ein großes Verdienst hat sich auch die kürzlich verstorbene Frau Fleming erworben, eine Schottin von Geburt, die sich an der Sternwarte der Harvard-Universität bei Boston mit der Durchführung von photographischen Himmelsaufnahmen beschäftigt und dabei eine große Anzahl neuer Sterne entdeckt hat. Ein Fräulein Elizabeth Brown war an der Britischen astronomischen Vereinigung mit der Leitung der Abteilung für Sonnenforschung betraut und führte mehrere weite Reisen zur Beobachtung vollständiger Sonnenfinsternisse aus. Fräulein Catherine Stevens steht noch jetzt an der Spitze der Abteilung für die Beobachtung der Meteore, Nordlichter und des Tierkreislichtes. Henriette Leavitt ist eine würdige Nebenbücherin von Frau Fleming gewesen, indem sie gleichfalls an der Harvardsternwarte 25 veränderliche neue Sterne entdeckte. Eben ist jetzt in Paris eine junge Astronomin an der Pariser Sternwarte angestellt worden.

Die Kopfbedeckung der Kinder

Betrachtet man die Kopfbedeckung, mit der jetzt unsere kleinen im Frühjahr und Sommer erscheinen, so wird man die Tyrannie der Mode doppelt hart empfinden. Hier geht ein Mädchen mit einem kleinen steifen schwarzen lackierten Hut

folgsam und still an der Hand der Bonne spazieren. Dort tollen einige Kinder in sogenannten Südwestern aus hellbraunem Leder umher, vorn hoch aufgeschlagen, hinten weit in den Nacken hinabreichend, und weiter trappeln bald hier, bald dort kleine Zweibis-Dreijährige umher, deren lustiges, mit Band durchzogenes oder gar von der Mutterhand besticktes Häubchen zierliche Schleischen über den Ohren und Bindebänder aufweisen. Die Mängel an den drei angeführten Hutformen für unsere Kleinsten sind derart groß, daß sie direkt zu Schädigungen der Gesundheit derselben führen müssen. Der steife, schwarz lackierte Hut erhält den Kopf, da schwarz die Sonnenstrahlen abhorstet, und verhindert außerdem jegliche Ausdünstung des kleinen Kopfes. Die braunen Lederkappen, die „Südwesten“, haben vor ihm wenigstens den Vorzug, daß sie weich sind und keinen schädlichen Druck ausüben, aber den Kopf erhöhen sie trock ihrer hellen Farbe ebenfalls, und die Transpiration wird durch sie behindert. Sind nun die zierlichen Häubchen in dieser Hinsicht einwandfrei, da sie vollständig luft- und lichtdurchlässig sind, so fehlt ihnen, ebenso wie den „Südwesten“, der notwendige schützende Rand für die so empfindlichen Augen. Man beobachte nur einmal die kleinen Wesen, wie sie unablässig mit den Augen blinzeln und dabei die Gesichtchen verzieren, während vielleicht die Mutter neben ihnen einhergeht und sich des doppelten Schutzes eines breitrandigen Hutes und eines schützenden Sonnenfirms ge- gen die blendenden Strahlen der Sonne erfreut.

Unreifes Obst

Die Zeit des unreifen Obstes naht heran und hat die zahlreichen, alljährlich wiederkehrenden Verdauungsstörungen bei Kindern und unvor-sichtigen Erwachsenen im Gefolge, die es nicht abwarten können, bis die Früchte zur Reife gelangt sind. Es könnte nun wunderbar erscheinen, daß gerade unreifes Obst so schädlich ist. Der Grund liegt darin, daß unreises Obst Stoffe enthält, die eine Reizung auf die Magen- und Darm-schleimhaut ausüben und die als solche zwar noch keine Verdauungsstörungen bewirken würden, wenn nicht mit einer Reizung der Schleimhaut die Gefahr verbunden wäre, daß die überall vorhandenen Krankheitskeime festen Boden fassen. Es dürfte bekannt sein, daß der gesunde Magen in der Lage ist, alle Bakterien fast ganz zu zerstören; so ist es beispielweise durch Versuch bewiesen, daß ein gesunder Magen selbst eine Reinkultur von Cholerabazillen zu zerstören vermag. Wenn aber Magen oder Darm durch irgend welche Speisen gereizt werden, so verlieren sie diese so wichtige Kraft der Zerstörung, und die Bakterien sind in der Lage, festen Fuß zu fassen. Viele Menschen sagen, man solle kein unreises Obst essen, man könne davon Cholera bekommen. Dieser Ausspruch ist eigentlich falsch, enthält aber dennoch etwas Richtiges. Man soll das unreise Obst nicht essen, um nicht die schützende Verdauungskraft des Magens zu zerstören, weil man dann, wenn die dazu nötigen Bakterien in den Magen gelangen, einer Cholerainfektion zum Opfer fällt. Aus diesem Zusammenhang geht klar hervor, daß man seinen Magen nicht durch reizende Speisen, und eine solche ist unreises Obst, schädigen soll.

